

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 38 (1962-1963)
Heft: 11

Artikel: Der Pfeil im Gehirn : das amerikanische Universitätsleben hat seine Vorzüge
Autor: Bucher, François
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074134>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

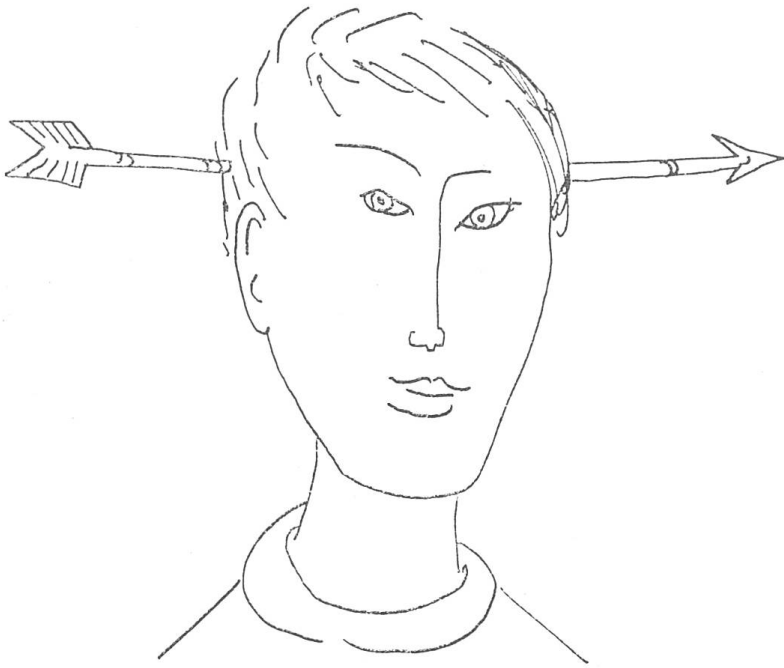
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Viele wohldokumentierte Auseinandersetzungen mit dem amerikanischen Erziehungswesen sind in den letzten Jahren erschienen, zuletzt auch das Buch von Admiral Rickover, das grosse Beachtung fand. Darin werden bedeutende Vorteile des schweizerischen Systems gegenüber dem amerikanischen hervorgehoben. Man hat dies gerne zur Kenntnis genommen.

Hier nun zeigt ein amerikanischer Professor, dass ob dem Lob für das Land Pestalozzis vielleicht doch die Vorzüge der amerikanischen Schule etwas zu sehr in den Hintergrund gedrängt worden sind. Er tut dies auf sehr persönliche Art, denn gerade die persönliche Erlebniswelt eines amerikanischen Professors ist von derjenigen eines europäischen Dozenten recht verschieden.

Professor François Bucher ist seit 1953 in den Vereinigten Staaten tätig und hat an den Universitäten von Minnesota und Yale sowie an der Brown University unterrichtet. Zur Zeit arbeitet er im Institute for Advanced Study in Princeton. Red.

Kürzlich, nach einem halbstündigen Lunch, der mit einer Flasche deutschen Importbieres garniert war, kam ein Student in mein Büro, um über den Einfluß der Scholastik auf die

gotische Kathedralarchitektur einige Punkte aufzuklären. Als ich ihn hereinließ, sah ich mich halluzinatorisch zweihundert Jahre zurückversetzt, denn . . . der Schädel des Armen war von Schläfe zu Schläfe von einem langen Pfeil durchbohrt. Dazu aufgefordert, setzte sich der Student, und, obschon mich der Pfeil einigermaßen ablenkte, waren wir bald in eine komplizierte Diskussion verwickelt.

Nach einer Stunde erhob sich mein Gast. Der Pfeil blieb in der halbgeöffneten Türe stecken, fiel zu Boden und entpuppte sich als ein zweiteiliges durch ein halbrundes Metallband zusammengehaltenes Objekt. Der errötende Jüngling sagte, daß er völlig vergessen hätte, das Ding abzunehmen, und entschuldigte sich stotternd.

Dies war das Ende der Episode. Der Student schloß mittlerweile glänzend ab, ging nach Madison Avenue, New York, dem Hauptquartier der amerikanischen Reklame-Industrie, wo er nun als Grafiker arbeitet. Gerade wegen des Pfeiles glaube ich, daß er nicht mit Leib und Seele im Business-Rummel untergehen wird.

Diese unbedeutende Geschichte zeigt nach meiner Meinung den Hauptunterschied in der Stellung des amerikanischen Professors gegenüber seinem europäischen Kollegen. Die Lehrkanzel oder das festungsartige Pult, das den Studenten von seinem Lehrer trennt, existiert kaum. Der Professor ist für den Studenten zunächst ein Mensch, und dieser wird ihn deshalb sofort, nicht nur von seinem Wissen her, sondern auch als Persönlichkeit beurteilen. Ein lebensfremder Gelehrter, der, ohne sich um die Gegenwart zu kümmern, nur mit Fragmenten der Vergangenheit arbeitet, hätte es hier wesentlich schwerer als in Europa.

Auch mit dem Gipsverband

Vor einigen Jahren wurde einer meiner Kollegen in ein Studentenhaus zu einem «römischen» Fest geladen, das an den Iden des März stattfand. Jedermann erschien in Toga, selbst den gutmütigen Professoren wurden Bettücher umgebunden. Gegen das Ende des diskret reglementierten Festes forderte ein Student seinen Lehrer zu einem Gladiatorenkampf heraus, der sogleich mit großem Hurra begann. Ein unbeabsichtigter Schlag des Studenten brach das Handgelenk meines Kollegen, worauf das Fest ein kleinlautes Ende fand. Am nächsten Mor-

gen begann der Verletzte mit einem Gipsverband versehen seine Vorlesung vor dreihundert Studenten und . . . wurde sogleich durch einen wilden Begeisterungsturm unterbrochen. Während des Restes der Vorlesung hätte man eine Nadel zu Boden fallen hören.

Ich kann mir vorstellen, daß manche meiner europäischen Kollegen dieses eingestandenermaßen extreme Beispiel als eine Gefährdung einer längst etablierten Hierarchie auffassen könnten. Aber gerade diese ständige Suche des Studenten nach dem Menschen hinter dem Wissen gestaltet das Leben an den hiesigen Universitäten für den Dozenten zu einem grundlegend anderen Erlebnis als in Europa. Denn immer findet er sich in Situationen, in denen er als totaler, wissender Mensch, und nicht nur als Wissenschaftler, dem jungen Menschen beisteht, der ihn deshalb nicht nur seines Wissens, sondern auch seiner menschlichen Autorität wegen respektiert.

Es kommt vor, daß ein Student mitten in der Nacht in Verzweiflung anläutet, weil er in einer Seminararbeit am Ende seiner Weisheit ankommt. Man gibt selbstverständlich Auskunft und erwähnt beiläufig, daß es relativ anstrengend sei, sich von einem lebhaften Traum zu den Grundlagen der Theorie X zurückzufinden. Am nächsten Morgen wird dann der Student übernächtigt auftauchen, um sich zu entschuldigen und einen wennmöglich zu einer Party einzuladen, die er mit seinen Kollegen für einige seiner Professoren gibt.

Das grosse Sieb

Um all dies zu verstehen, muß man einige einfache Tatsachen kennen, die das amerikanische Studium vom europäischen stark unterscheiden.

Die hiesige Familie ist ein engverwobenes Ganzes, in dem die Kinder Schutz finden vor einem allzudynamischen, zum Teil qualitätslosen Druck, dem auch die Eltern ausgesetzt sind. Im Gegensatz zu dem, was man in Europa zu glauben scheint, kümmern sich die Eltern hier vielleicht zu sehr um ihre Kinder, die im Wettkampf um Popularität und Anerkennung, der hier sehr früh beginnt, im Elternhaus einen geradezu unrealistisch sicheren Hafen finden. Dieser Schutz nun kann sich selbst gegen den Lehrer richten, der den armen Sprößling mit Arbeit überlastet oder ihm

Der Pfeil im Gehirn

Das amerikanische
Universitätsleben
hat seine Vorzüge

Von Prof. François Bucher, Princeton

Illustrationen vom Verfasser

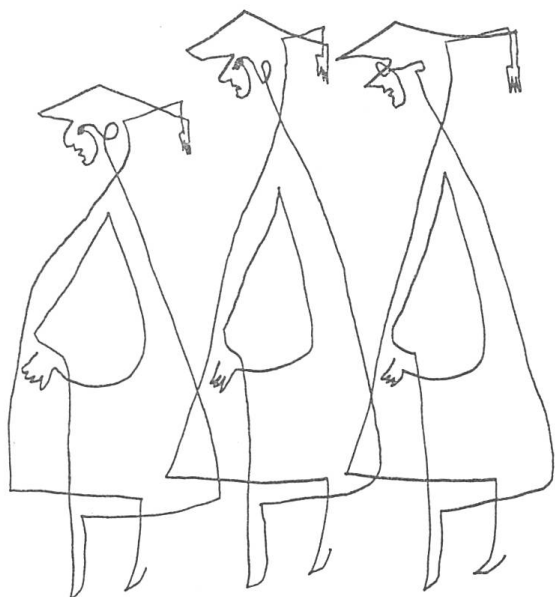
durch eine schlechte Note ein 'Trauma' beibringt. So gibt es nichts als Happy Ends bis der 17 oder 18jährige Johnny sich auf Grund seiner Intelligenz entscheidet, ins College zu gehen.

Nun tritt aber plötzlich eine raffinierte Maschinerie in Aktion, die über Johnny am Schluß ziemlich objektiv urteilt.

Zunächst muß man sich entscheiden, wo der junge Mann studieren soll, denn es bestehen große Qualitätsunterschiede in der Erziehung

auf diesem Kontinent. Die Bildung, die man sich im Süden aneignen kann, ist mit wenigen Ausnahmen schlechter als die Erziehung im Norden. Ferner sind viele der Staatsuniversitäten im Norden, die durch Studentenmassen überlastet sind, weniger gut als die erstklassigen Privatuniversitäten wie Harvard, Brown, Yale und Princeton, auf die ein unbeschreiblicher Andrang herrscht.

Die Diplome, welche von diesen Universitäten verliehen werden, sind naturgemäß gewich-



tiger als diejenigen anderer Institutionen. Potentielle Studenten müssen nun, um überhaupt berücksichtigt zu werden, das standardisierte, nationale College Entrance Examination oder eine ähnliche Prüfung bestehen. 1962 machten über 700 000 Kandidaten das Examen, und von diesen schnitten 16 Prozent sehr gut ab. Im Allgemeinen haben nur diese erfolgreichsten Studenten die Möglichkeit, an einer sehr guten Universität unterzukommen, deren Master of Arts Diplom ihnen später beinahe alle Türen öffnen wird.

So bewarben sich schließlich letztes Jahr 4000 Burschen um den Eintritt in Princeton. 618 wurden angenommen. Der Grund für diese kleine Zahl von Aufnahmen liegt darin, daß diese privaten Institutionen, die übrigens zu den reichsten Korporationen von Amerika gehören, einen Mammutumfang verhindern wollen, da eine kleinere Studentenzahl individuellere Erziehung genießen kann, und der einzelne Student sich nicht in einer Masse anonym verliert, wie das an den Universitäten, die über 25 000 Studenten haben, möglich ist.

Schulen der Elite

Da ich nun neun Jahre zuerst in Yale und dann an der Brown University unterrichtet habe, möchte ich mich auf die sogenannten Ivy League Colleges beschränken ('Efeu-Liga', wegen der neugotischen Schulgebäude, die von Efeu überwachsen sind). Diese Institute erziehen noch immer in großem Maße die amerikanische Elite. J. F. Kennedy zum Beispiel kommt von Harvard. In seinem Kabinett sind so viele Professoren von Harvard vertreten, daß sich die Universität mit verborgenem Stolz über die Abzapfung der besten Lehrkräfte beklagt haben soll.

Diese und die meisten andern Universitäten sind in Colleges (Undergraduate School, Alter: 18–22) und Graduate Schools (Alter: 23 bis 27) aufgeteilt. 90 Prozent der Studenten bleiben vier Jahre am College und schließen mit einem B.A. (Bachelor of Arts) ab. Die andern 10 Prozent, die sich der Wissenschaft oder dem Unterricht widmen wollen, erwerben zunächst ihren Master of Arts (M.A.) und dann ihren Ph. D. (Dr. phil.) oder gleichwertige Diplome nach weiteren vier Jahren.

Kehren wir nun zu Johnny zurück. Nehmen wir an, daß er auf Grund seiner Intelligenz, seiner Noten und seines «Persönlichkeitsprofils» an eine erstklassige Universität aufgenommen wurde. (Das Persönlichkeitsprofil ist ein komplexes Gebilde, das über die speziellen Talente des Studenten Auskunft gibt.) Johnny und seine Eltern sind stolz, daß ihr Sohn aufgenommen wurde, und sie sind bereit, die dreitausend Dollar pro Jahr aufzubringen, die er für Schulung, Essen, Bücher brauchen wird. Es sei allerdings beigefügt, daß etwa an 40 Prozent der Studenten finanzielle Hilfe gewährt wird, die vom Schulgeld mit etwa tausend Dollar bis zum völligen Unterhalt reichen kann.

Johnny geht nun also zum ersten Mal von zu Hause weg, nennt sich nun John Charles Miller III und wird als Freshman (Erstjahrestudent) sofort in den aufreibenden Wettstreit um genügende Leistungen eingegliedert. Die für den Studenten wie auch die Lehrer unangenehme Kontrolle durch ständige Prüfungen ist aus folgenden Gründen notwendig: Die amerikanische Schulbildung in den unteren Stufen (siehe Rickovers Buch) ist immer noch nicht gut genug, um dem Studenten so viel Wissen und Arbeitsdisziplin mitzugeben, daß

ein freieres Studium möglich wäre. Der College Student wird deshalb, wie der Gymnasiast, häufig mit Noten bewertet, was in einem Schwund von 10 bis 25 Prozent der Klassen enden kann.

Hartes Leben für Studenten ...

John findet sich nun vielleicht zum ersten Mal in einer echten Lebenssituation, in der er objektiv beurteilt wird und aus der es keinen Ausweg, außer Arbeit und Zielbewußtsein gibt. Er lebt mit andern Burschen in seinem College, das heißt einem der vielen Studentenhäuser, wie man sie in Oxford und Cambridge sieht. Da in den meisten Ivy League-Universitäten entweder keine Studentinnen oder nur eine kleine Zahl zugelassen werden, wird er auch auf diesem Gebiet, trotz bisweiliger Streifzüge, die an den Raub der Sabinerinnen erinnern, Schwierigkeiten haben. Er wird auch sein Zimmer im ersten Jahr mit einem Kollegen teilen müssen.

Unter dem Druck all dieser Dinge und vor allem der Objektivität, mit der er betrachtet wird und sich selber betrachten lernt, bricht



mancher Student für kurze Zeit zusammen. Die der Universität eingegliederten Seelsorger (protestantische Kaplane, katholische Priester und Rabbiner) und der tadellose psychologische Dienst werden eher zu viel als zu wenig in Anspruch genommen. Nachdem das erste Jahr überstanden ist, geht es normalerweise besser, bis zum vierten, an dessen Ende die harte College-Zeit oft mit überschwänglich liebevoller Melancholie betrachtet wird.

VEXIERBILD VON DER JAHRHUNDERTWENDE



Wo ist der Pflanze?

Die meisten der Studenten bleiben dann ihrer Alma Mater erschütternd treu, nachdem sie Alumni (Ehemalige) geworden sind. Sie tauchen nicht nur sporadisch wie Heuschreckenschwärme auf, wenn eines der großen Footballspiele (eine Art Rugby) stattfindet, sondern schenken auch der Universität erhebliche Geldsummen, die am steuerbaren Einkommen abgezogen werden können. Eine der Ivy League-Universitäten erwartet z. B. innerhalb von fünf Jahren von den ehemaligen Schülern eine Summe von nicht weniger als fünf Millionen Dollar, wobei eine der großen Stiftungen versprochen hat, die erreichte Summe automatisch zu verdoppeln.

Es ist notwendig alle diese Tatsachen zu kennen, um zu verstehen, daß der Student in seinem Lehrer nicht nur einen Denker, sondern auch in mancher Beziehung einen Stiefvater sucht. Meist weiß der Student nicht, daß sich sein Adoptivvater oft mehr oder weniger in derselben Lage befindet wie er.

... und Dozenten

Ich wurde nach Minnesota auf Grund einer zweistündigen Diskussion mit einem dortigen Professor, der meine Ausgrabungen in Bonmont bei Genf besuchte, als ‚Assistant in Instruction‘ berufen. Lohn: 1500 Dollar im Jahr

und demzufolge tägliches Bohnenessen! Später wurde ich nach einer sehr kurzen Besprechung, bewaffnet mit dem Schild meiner Publikationen in Yale University, als Instructor angestellt. Das war im Jahre 1954.

Ich fand mich wie alle meine Kollegen graduell in eine Stellung hineingeschoben, in der mehr und mehr verlangt wurde. Die Verantwortung wuchs und entsprechend auch die Entlohnung. Diese Schule, in der sich künftige Professoren ihre Sporen abverdienen, ist hart und völlig gerecht. Der Kontrakt läuft für ein Jahr und wird nach vier Jahren normalerweise nicht verlängert. Entweder geht es dann aufwärts oder das Vergnügen hat ein Ende.

In diesen vier Jahren können sich die älteren Kollegen der Fakultät ein gutes Bild über den Kandidaten machen. In dieser Situation wird nicht nur das Wissen, Arbeitsvermögen und die Ausdauer des jungen Lehrers geprüft, sondern auch seine Persönlichkeit.

Dies geschieht zum Teil an den in Europa so oft mißverstandenen Cocktail Parties, wo man sich scheinbar völlig ungezwungen trifft.



Direkte Vergleichsmöglichkeiten zwischen Menschen werden möglich, und oft entpuppen sich unter dem Einfluß eines Getränks persönliche Eigenschaften, die nicht an der Oberfläche liegen. Auch werden an häufigen Mittagessen oder bei einer Tasse Kaffee ganz frei Probleme besprochen, die wiederum das Denken des jungen Gelehrten über Dinge an den Tag bringen, die oft nichts mit Wissenschaft zu tun haben. Die zukünftige Laufbahn eines jungen Anwärters wird somit ohne Komitees, ohne Befürworter oder Feinde im großen und ganzen auf rein menschlicher Basis klargestellt. Und der Kandidat wird sich selber mit der Zeit bewußt, ob er in die Atmosphäre hineinpaßt oder nicht.

Die Beförderung zum 'Assistant Professor' bringt eine wesentliche Lohnerhöhung und normalerweise einen dreijährigen Kontrakt mit sich. Wenn der Kandidat gut ist, wird diese Stellung um weitere drei Jahre verlängert. Die meisten in dieser Stellung sind etwa 32 bis 33 Jahre alt. In diesem Moment kann der Anwärter immer noch entlassen werden, was aber beim jetzigen Lehrermangel kaum je eine Tragödie ist.

Die Ernennung zum 'Associate Professor' bringt fast immer 'Tenure' mit sich, das heißt einen unbegrenzten Anstellungsvertrag. Der Kandidat wird damit definitiv in die Universitätsgemeinschaft aufgenommen. Die Linien der unsichtbaren Hierarchie werden gelockert; er wird mit dem Dekan oder dem Rektor, dessen Posten übrigens eine Lebensstellung bildet, frei über Universitätsprobleme sprechen können. An der Fakultätssitzung kann er Vorschläge grundlegender Natur machen. Und zuletzt, nach einigen Jahren, kommt dann die Beförderung zum 'Full Professor'.

Schreibe oder gib den Austritt!

In diesem Prozeß gibt es einige harte «Wenn», vor allem dasjenige der Publikation. Das Diktum 'Publish or Perish', das übersetzt werden könnte: Publiziere etwas oder heraus mit dir! ist bekannt. Wenn es auch nicht so schlimm damit steht, so ist dieser Druck, der den Kandidaten zum Publizieren zwingt, eben doch da.

Diese Grundhaltung ist nach meinem Dafür-



halten eminent richtig. Jeder Wissenschaftler wird seine neuen Entdeckungen oder Einblicke der gelehrten Welt in Form eines Aufsatzes oder Buches mitteilen wollen. Wenn er dies

nicht tut und sich auch der Verwaltung der Universität fernhält, kann dies ein Zeichen intellektueller Apathie verschiedenster Art sein. Immer mehr drängen die erstklassigen Universitäten darauf, daß jüngere Mitglieder sich durch gute Bücher oder Aufsätze eine

Stellung innerhalb der internationalen Forschungsgemeinschaft erringen, bevor sie definitiv befördert werden. Damit beweisen sie letzten Endes, daß ihr Wissen im Anwachsen ist, und daß sie der Privilegien, die die Universitätsgemeinschaft bietet, würdig sind.

Der Sperling oder Spatz ist gewiss einer unserer bekanntesten Vögel, wenigstens dem Namen nach; denn man erlebt es immer wieder, daß andere Vogelarten – Weibchen von Buch- oder Grünfinken, ja sogar der Graue Fliegenschwärmer – mit dem Sperling verwechselt werden, von dem der gewöhnliche Sterbliche nur weiß, daß er «grau, frech und lärmig» ist

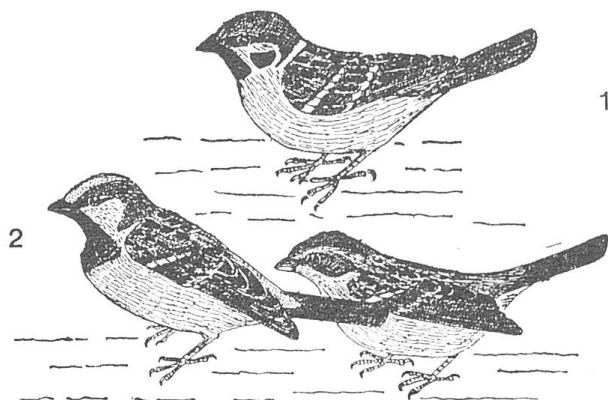
Worin die sprichwörtliche Frechheit unseres Vogels eigentlich besteht, weiß allerdings kaum jemand zu sagen. Meisen und Grünfinken verteidigen ihr Futter meist viel heftiger, ja gegen seine Artgenossen ist der Spatz geradezu ein Muster an Duldsamkeit. Daher stellt sich oft eine ganze Schar zusammen ein und räumt mit dem ausgestreuten Körnerfutter gründlich auf. Es geht dabei ausgesprochen friedlich zu, und nur wenn zwei sich allzunahe kommen, gibt es gelegentlich einen kleinen Zank. Vermutlich ist es gerade das gesellige Auftreten des Vogels und der damit verbundene Lärm, der unserm Spatzen den schlechten Ruf eines «Proletariers» eingetragen hat. Geben uns nicht oft auch «unsere eigenen Artgenossen» auf die Nerven, wenn sie zum Beispiel als lärmige Reisegesellschaft einem Autocar entquellen und mit einem Mal Unruhe und Betriebsamkeit in eine erhabene Landschaft bringen? Das massenweise Auftreten der Sperlinge macht sie auch zu Schädlingen, und so sieht der Landwirt in ihnen oft einfach «Ungeziefer».

Trotzdem verdient der Spatz unsere Beachtung, denn er ist sicher einer der intelligentesten Kleinvögel, der sich den wechselnden Bedingungen äußerst geschickt anzupassen weiß. Zudem ist er – vorurteilslos betrachtet – auch in seinem Äußeren ein recht schmucker Geselle. In der Stadt ist er allerdings meist so verrußt, daß seine ansprechende Färbung und Zeichnung kaum zur Wirkung kommt, denn das frische Federkleid, das der Sperling im Spätsommer anlegt, ist recht bescheiden und wird, so widersinnig das auch klingt, erst durch längeren Gebrauch zum schmucken «Hochzeitskleid». Die neuen Federn haben nämlich unscheinbar graue Ränder, die leuchtender gefärbte Federteile überdecken. Erst infolge der Abnutzung der Federränder im Winter kommt im Frühjahr die prächtige schwarze «Krawatte» des Hausspatzenmännchens richtig zum Vorschein, die er im Verein mit dem blaugrauen Scheitel und Unterrücken, den rotbraunen Rücken- und Kopfpforten und dem feinen weißen Flügelstreif so eindrucksvoll zur Schau stellt, wenn er vor seiner Auserwählten schöntut. Die Spätzin ist wesentlich einfacher gefärbt, ohne schwarzen Kehlfleck und mehr graubraun im Farbton.

Noch hübscher als unser Hausspatz ist der Feldsperling, der im Häusermeer der Stadt fehlt, aber gerne Obstgärten, Acker- und Feldgebiete besiedelt. An den schwarzen «Bäcklein» und dem ganz rotbraunen Oberkopf ist der etwas kleinere Feldsperling leicht von seinem Verwandten zu unterscheiden. Außerdem er-

Kennen wir unsere Vögel?

Von Martin Schwarz



1 Feldsperling
Männchen und Weibchen
sind gleich gefärbt.

2 Haussperling
Männchen und Weibchen
im Frühjahr.

Unsere Spatzen

kennt man ein weißes Halsringlein, wenn er nicht allzu geduckt dasitzt, und zwei deutliche weiße Flügelbinden. Auch hat er bei aller Ähnlichkeit in der Stimme doch einige Rufe, die man vom Haussperling nicht vernimmt.

Leser im Tessin, die meine Ausführungen in der Praxis anwenden wollen, werden auf gewisse Schwierigkeiten stoßen. Die Haussperlinge südlich der Alpen (Italienischer Sperling) tragen nämlich einen ganz rotbraunen Oberkopf wie der Feldsperling, während sie sonst bis auf kleinere Abweichungen (hellere Wangen, weißes Streifchen zwischen Schnabel und Auge) völlig dem mitteleuropäischen Haussperling gleichen. Da sie sich auch im Grenzgebiet mit diesem paaren, sich also «als ihresgleichen» betrachten, sind sie nicht verschiedene Arten, sondern nur zwei (geographische) Rassen der gleichen Art, während Haus- und Feldsperling wirklich verschiedene Arten darstellen.

Neben den Pflichten, die in 6 bis 8 Wochenstunden und ein oder zwei Mitgliedschaften in einem Komitee bestehen, führt der amerikanische Dozent ein sehr freies Leben. Er hat das Privileg, die intelligentesten jungen Menschen des Landes kennenlernen und beeinflussen zu dürfen. Er kann seine Kollegen sofort in Probleme seiner Arbeit eingliedern oder er nimmt an ihrer Arbeit teil. Er lebt in einer Atmosphäre, in der Arbeit und Wissen geschätzt und persönliche Eigenheiten oder Seltsamkeiten die gegenseitige Hochachtung nicht beeinflussen. Zutiefst empfinde ich in allen Lehrkörpern der Vereinigten Staaten eine Begeisterung und ein Verantwortungsgefühl gegenüber der geschichtlichen Gegenwart, die der Seele wohltun. Die Universität gibt den Professoren, die ernsthaft forschen wollen, alle Möglichkeiten, Material anzuschaffen. In meinem ersten Monat an der Brown University ließ ich für eine sehr wesentliche Summe Bücher anschaffen, was in fünf Minuten bewilligt wurde! Yale hat nun über 65000 gute Lichtbilder über europäische, asiatische und amerikanische Kunst. In Princeton besteht eine gewaltige Sammlung von Photographien mittelalterlicher Manuskripte. Die Museen stehen immer offen, wenn man mit Studenten Originale betrachten will. Auf naturwissenschaftlichem Gebiet sind die Möglichkeiten dank der staatlichen Gelder traumhaft.

Im Verlauf des Universitätsjahres (15. September bis 1. Juni) bleibt wenig Zeit, die Forschungsmöglichkeiten voll auszunützen. In den letzten Jahren hatte ich nie unter 150 Studenten, was das Leben aus den oben angegebenen

Gründen ziemlich hektisch macht. Dann aber gibt es Universitätsstipendien für Sommerarbeit und, nach sechs Jahren Unterricht, automatisch ein freies Jahr mit halbem Lohn (Sabbatical). Wenn man zwischenhinein ein Jahr frei arbeiten will, erhält man meistens von den großen Stiftungen einen Betrag, der es ermöglicht, Urlaub zu nehmen. Dazu zahlt die Universität einen gewissen Prozentsatz in die Pensionskasse.

Schließlich liegt vielleicht eine der wichtigsten Charakteristiken der amerikanischen Erziehung darin, daß es nicht zur guten Form gehört, den Studenten zu langweilen. Die großen Vorlesungen, in denen oft über zweihundert Studenten sitzen, werden beinahe immer frei und lebhaft gegeben. In einem unglücklichen Fall erklärte einer meiner Kollegen auf dynamische Art die Perspektive, stach mit seinem Stab in die Projektionsleinwand, die von oben bis unten entzwei riß. Zurücktretend, um den Schaden zu betrachten, fiel er vom Podium.

Dieser bestimmt nicht geplante Unglücksfall zeigt doch, daß Vorlesungen hier auf dramatische Weise den Studenten zu interessieren suchen. Dies möge nicht über die Qualität des Gebotenen hinwegtäuschen. Der Student zahlt nicht nur finanziell einen hohen Preis, um zu lernen, und wird gegen jede Mittelmäßigkeit rebellieren!

In diesem dynamischen, äußerlich sehr freien Verhältnis aber wird der Professor immer seine Ganzheit als Mensch und Wissenschaftler überprüfen müssen, und wird selber letzten Endes am meisten dabei lernen.

Da musste ich lachen . . .

Wir sitzen zum Zvieri bei Weggli, Butter und Käse. Unsere deutsche Haushaltlehrtochter nimmt den Schachtelkäse zur Hand und liest bedächtig die Aufschrift. Plötzlich sagt sie empört: «Kräuterkäse halb Fett halb Gras. Was soll denn das heißen: Gras im Käse! Da hört doch alles auf.»

Verdutzt schauen wir sie zunächst an, und dann platzen wir heraus. Ihre Aufregung legt sich nach der Erklärung, daß $\frac{1}{2}$ gras das selbe bedeute wie $\frac{1}{2}$ fett, und fröhlich stimmt sie in unser Gelächter ein.

Dr. B. in Z.